

# Die Axtelle Welt

Nr. 28

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1905

## Onkel Franz.

Roman von J. Blücher-Clausen.

(Fortsetzung.)

Peter Dam wollte sich gern mit anderen amüsieren, aber diese wollte er nicht heiraten; als Gattin wollte er nur Kaja. Und da wurde er plötzlich benühtig.

„Das gebe ich zu,“ sagte sie ehrlich, „ich fürchte mich nicht, aufrichtig gegen Dich zu sein. Zuerst vertraute ich mich Dir an, aber Du stiehest mich zurück. Ich war damals von Sorge und Angst

Fran hätte mir ein feineres Verständnis entgegenbringen können. Da ist es wohl kein Wunder, daß das Kind ihm nun gleicht.“

Ihre Wangen glühten vor Mühnung, und während



Durst. Nach dem Gemälde von E. Harburger.

„Ich bitte Dich tausendmal um Verzeihung,“ sagte er. „Ich weiß, ich habe schlecht an Dir gehandelt; ich will es gar nicht versuchen, mich zu entschuldigen. Du hast ein Recht, böse zu sein, aber Du wirst zugeben müssen, daß Du in dem letzten halben Jahr auch nicht viel an mich gedacht hast.“

erfüllt. Aber Onkel Franz war es, der mich tröstete. Und nachher war ich von Hoffnungen erfüllt. Aber Onkel Franz war es, der die Freude mit mir teilte. Er und ich begegneten uns in dem Gedanken an das Kind, lange ehe es geboren würde. Wir sprachen von dem Kind, wir schrieben uns darüber. Keine

sie sprach, lag etwas so Meines und Stolzes in ihrem Blick, daß Peter Dam unwillkürlich die Augen niederschlug.

„Aber wie könntest Du das verstehen?“ fuhr sie fort. „Wie könntest Du es verstehen, daß zwei Menschen sich lieben können, ohne zu stöhnen?“

Denn Onkel Franz und ich, wir lieben einander — nun sollst Du es wissen. Und doch hat keines von uns daran gedacht, Dich zu betriegen. Selbst als ich entdeckte, wie treulos Du warst, dachte ich nicht einen Augenblick daran, Dein Haus zu verlassen. Ich habe selbst gewählt, nun will ich auch die Folgen meines Handelns tragen. Aber eines will ich hinzufügen, sie richtete sich auf und warf stolz den Kopf zurück, „ich will mich als Frau selbst achten können. Dein Haus will ich leiten und über Dein Kind wachen, aber ich will nicht als Deine Gattin leben, wenn ich es nicht wirklich bin. Und ich wiederhole, was ich vorher gesagt habe. Sprichst Du von Onkel Franz in meiner Gegenwart noch ein einziges Mal in dieser Weise, dann verlasse ich Dein Haus ohne Bedenken.“

Sie sah so schön aus, wie sie da vor ihm stand, daß die alte Liebe mit neuer Kraft in ihm aufflammte, zugleich aber auch die erwachende Eifersucht.

„Da steckt etwas dahinter.“

„Es steckt nichts dahinter,“ erwiderte sie ruhig,

„Du weißt wohl, daß ich aufrichtig bin.“

Ja, er wußte es, und seine Stimme wurde wieder weich und einbringlich. „Ich verspreche Dir, dies soll das letzte Mal gewesen sein, daß Du Dich über etwas zu beklagen hast,“ sagte er, „willst Du dann bei mir anshalten?“

„Ja,“ sagte sie, „dann will ich anshalten.“

Aber einmal aufgeschreckt, griff er nach allen Waffen, die ihm zu Gebote standen. „Uebrigens,“ fügte er hinzu, „gehören zu einer Scheidung zwei, gerade wie zu einer Ehe auch, das weißt Du doch wohl? Und ich gebe nie meine Einwilligung dazu. Verläßt Du mich trotzdem, dann behalte ich den Jungen, dazu habe ich das Recht.“

Er sah, wie sie bis in die Rippen erblaßte.

„Ich meine, wer sein Leben für das Kind eingeseht hat, der hat das erste Recht darauf,“ sagte sie nur.

„Nein, Du irrst Dich. Wenn es ein Junge ist, kann der Mann Anspruch darauf erheben. Du hast Deine Freiheit — natürlich —; aber das sollst Du wissen, daß Du zwischen ihm und mir zu wählen hast, entweder ihn und mich zugleich oder keins von beiden.“

Er ging erregt fort, und sie hörte ihn die Tür heftig zuschlagen. Mit einem unglückseligen Gefühl, als sei sie fürs ganze Leben gefesselt, blieb sie zurück, und den Kopf tief in die Kissen der Wiege vergraben, brach sie in einen Tränenstrom aus.

## 10.

In den folgenden Tagen ging sie rastlos umher, ohne irgendwo Ruhe zu finden. Und da erwachte ihre Sehnsucht nach der Mutter, die sie nun seit Jahren nicht mehr gesehen hatte, aufs neue.

Das bleiche Gesicht hinter dem Fenster der Droschke stieg wieder lebendig vor ihr auf und knüpfte das Band zwischen ihr und der Mutter doppelt fest, jetzt, wo sie selbst Mutter geworden war.

Sie übergab das Kind dem Mädchen, befahl ihr, die Wiege während ihrer Abwesenheit beständig im Auge zu behalten, und fuhr mit dem Frühzug nach Bordingborg.

Als sie in der Anstalt ankam, verlangte sie den Oberarzt zu sprechen.

„Warum wollen Sie eigentlich Ihre Mutter besuchen, jetzt nach so vielen Jahren?“ fragte dieser, sie scharf fixierend.

„Weil . . .“ sie suchte einen Augenblick nach Worten, konnte aber nur ganz aufrichtig antworten: „weil ich mich jetzt so sehr nach ihr sehne.“

Er warf einen raschen Blick auf ihr blaßes, ernstes Gesicht, dann schüttelte er den Kopf. „Sie werden davon wenig Freude haben,“ sagte er. „Sie wissen doch wohl, daß sie jetzt unheilbar ist?“

Sie nickte, ohne zu antworten.

„Wissen Sie auch, daß sie in den letzten Jahren ganz verwirrt geworden ist, so daß sie ihre Umgebung nicht erkennt?“

„Nein, das wußte ich nicht.“

„Wäre es da nicht am besten, Sie würden es unterlassen, sie zu sehen?“ fragte er prüfend weiter.

„Ach nein, nein!“ Sie sah ihn stehend an.

„Nun wohl, wie Sie wollen. Aber dann ist es am besten, ich mache Sie vorher mit den näheren Umständen bekannt, denn es ist notwendig, daß Sie auf Ihre Ideen eingehen. — Widerspruch vermehrt nur ihr Leiden.“

„Sehen Sie, sie hat die Idee, sie sei das Dornröschen, sie wartet nur auf den Prinzen. Ich habe übrigens bemerkt, daß sie sich stets beruhigt, wenn sie Besuch von zu Hause erhält, alsdann kann sie mehrere Tage froh und vergnügt sein, und dann erst beginnt die Unruhe aufs neue. Ich habe deshalb vor etwa einem Jahre an Ihren Vater geschrieben und angefragt, ob es ihm nicht möglich wäre, einmal in der Woche herauszukommen; aber er antwortete, seine Geschäfte nähmen seine ganze Zeit in Anspruch, es sei ihm unmöglich, zu kommen.“

Raja schlug die Augen nieder; ein scharfer Blick über die Brille hinweg hatte sie getroffen, und dieser sagte ihr, daß der Oberarzt in diesem Augenblick dasselbe dachte, wie sie, während sie sich über ihren Vater schämte. „Ist — er — denn gar nicht hier gewesen?“

„Nein. Aber er schickt seinen Bruder,“ erklang es trocken. „Der Herr Adjunkt kam eines Tages und fragte, ob er nicht an Stelle seines Bruders kommen könne. Die Stimmen luden sich ja etwas ähnelnd. Dies ist übrigens auch die einzige Ähnlichkeit,“ fügte er freundlich hinzu. „Der Adjunkt kommt nun fast jeden Sonntag, und ich versichere Sie, er hat eine ganz ausgezeichnete Art, mit der Kranken umzugehen. Er hat ein ausgeprägt scharfes psychologisches Verständnis, und außerdem ist er eine sehr feine Natur. Die Kranke hält ihn für den Adjunkten des Prinzen, der ihr jede Woche wichtige Nachrichten bringt, und das hat einen merkwürdig beruhigenden Einfluß auf sie. Der Mann hätte Arzt werden sollen, Psychiater, und nicht Lehrer.“

Raja war tief errötet, während der Arzt sprach. Onkel Franz! . . . Ja, natürlich. Wer sonst hätte dies tun können! Seine freie Zeit einer Geisteskranken opfern, ohne sich je etwas davon anmerken zu lassen. In diesem Augenblick kam Raja sich selbst recht klein vor, Onkel Franz dagegen erschien ihr ungeheuer groß. Ein warmer Strom der Dankbarkeit wogte durch ihre Seele. Sie wurde froh in dem Gedanken an ihn, und sie war stolz auf ihn. „Ja, er ist etwas Besonderes,“ sagte sie und merkte nicht, daß sie ihre Gedanken laut aussprach.

Der Oberarzt sah sie an und lächelte. „Das ist auch ganz meine Ansicht,“ bemerkte er, und nachdem er sichtlich auf seine Uhr gesehen hatte, fuhr er fort: „Soll ich Sie zu ihr begleiten?“

„Nein, ich danke, ich möchte am liebsten allein gehen.“ Sie erhob sich, blieb aber, die Hand auf die Klinke gelegt, stehen. „Sagen Sie mir nur noch eins. Gab es nicht vor Jahren schon eine Zeit, wo sie hätte heimkommen müssen, um geheilt werden zu können?“

Sie sah, daß er mit der Antwort zögerte. Dann sagte er achselzuckend: „Ich wage das nicht mit Bestimmtheit anzusprechen, jedenfalls ist in dieser Richtung kein Wunsch ausgesprochen worden — von Seite der Heimat.“

Da wurde es Raja unbeschreiblich schwer ums Herz. Seine Worte schienen sie beinahe zu erdrücken, und unwillkürlich erwachte sein Mitgefühl. „Ich sehe, Sie sind nicht ganz klar über den Zustand gewesen,“ sagte er „aber wie es auch immer sein mag, jetzt kann sie nirgends anders sein als hier. Und ich glaube, daß sie auch in jener Zeit, worauf Sie anspielten, weniger hier gelitten hat, als es daheim der Fall gewesen wäre. Es ist eine große Frage, ob eine Mitkehr unter den obwaltenden Verhältnissen ihren Zustand wesentlich verbessert hätte. Sie ist nicht die erste Frau, die durch die Schuld des Mannes leiden muß.“

Er schob Raja sachte zur Tür hinaus und befahl einer Wärterin, ihr den Weg zu der Kranken zu zeigen. Bedend stand sie dann auf der Schwelle, und als sie eingetreten war, verbarg sie das Gesicht in den Händen und brach in Tränen aus.

Die Kranke stand vor dem Spiegel, eifrig beschäftigt, ein Schmuckstück in ihrem Haar zu festigen. Bei dem Geräusch der sich öffnenden wieder schließenden Tür wandte sie sich um und trat mit großer Würde zu Raja. „Wer bist Du?“ fragte sie, den Blick auf die gebengte Gestalt neben der Tür geheftet.

„Ach eine Bettlerin,“ antwortete sie sich selbst. „Wart, ich will Dir Geld geben. Der Bettler versteht mich reichlich damit.“

Sie zog einen Mantel mit alten Kupfermünzen heraus und suchte zwischen ihnen, bis sie die größt gefundene hatte.

„Hier,“ sagte sie, „die beste ist nicht zu gut für Dich.“

Aber Rajas Augen standen voller Tränen, daß sie nichts sah. „Mutter! — Stebes, arme Wittterchen!“ war alles, was sie hervorbringen konnte.

Die Kranke war nicht zu Raja getreten. „Du bist doch eine Bettlerin?“ fragte sie plötzlich mit traurigem Blick.

Da ergriff Raja ihre mageren Hände und bedeckte sie mit Küssen.

„Ja,“ sagte sie schluchzend, „ich bin eine Bettlerin. Ich stehe um die Liebe, die das Leben mir vorenthalten hat. Und ich meine, es sei für mich entsetzlich schwer, zu leben.“

Unwillkürlich lehnte sie den Kopf an die Brust der Kranken und schlang die Arme um deren Hals. Es war, als gebe sie ihr in diesem einen Augenblick all die Barmherzigkeit, die sie seit vielen Jahren aufgespeichert hatte.

Die Kranke begriff, daß sie trösten müsse, und begann Raja freundlich die Wangen zu streicheln. „Ich habe Dich lieb,“ flüsterte sie. „Ich hatte einmal ein kleines Mädchen, das Dir gleich. Aber sie war viel hübscher, verstehst Du, sie war ja ein Fürstentum! Sie pflegte mich auch so zu küssen wie Du, und ihre Arme so innig um meinen Hals zu schlingen —“

Raja wagte kaum zu atmen und noch weniger aufzuschauen.

„Kannst Du Dich ihrer noch erinnern?“ sagte sie mit einer Stimme, die vor Bewegung zitterte. „Ach, erzähl mir von ihr!“

Aber die Kranke legte die Hand an die Stirn und sagte: „Das kann ich nicht, es ist so lange her.“

Sie ging ein paarmal im Zimmer hin und her, dann blieb sie wieder stehen.

„Ihr Vater war nicht gut gegen mich, und da wurde ich krank. Ich träumte so schrecklich — aber als ich erwachte, war ich verwandelt. Nun bin ich die Prinzessin im Dornröschen-Schloß; ich warte nur noch auf den Prinzen. Sein Adjutant kommt jeden Sonntag mit Grüßen und Botschaft. Erst gestern war er wieder hier, und da sagte er, ich dürfe den Prinzen jeden Tag erwarten, deshalb schmeichle ich mich auch. Komm, dann zeige ich Dir, was der Prinz mir geschickt hat!“

Sie trat wieder vor den Spiegel und zog ein neues Schmuckstück heraus. „Findest Du nicht, daß es mir steht?“ fragte sie und hielt es vor die Brust. „Komm und sieh!“

Aber Raja rührte sich nicht. Neben der Tür war sie auf einen Stuhl gesunken und starrte gerade vor sich hin.

Sie wurde aus ihren Gedanken gewedt, als die Kranke, die bis jetzt eifrig mit dem Schmuck beschäftigt gewesen war, wieder zu ihr trat.

„Kannst Du meinen Adjutanten?“ fragte sie. „Er ist ein vollendeter Kavallerier. Sein Betragen ist äußerst fein und ehrerbietig und seine Stimme sehr weich. Ich kann Dir seine Stimme gar nicht beschreiben.“

Raja lächelte. „Nein,“ sagte sie, „das kann niemand, denn er hat eine Märchenstimme.“

Die Kranke sah Raja verwundert an.

„Hast Du ihn vielleicht an der Pforte getroffen?“ sagte sie, „und hat er Dir ein Geschenk gegeben?“

„Ja,“ antwortete Raja leise und innig, „er gab mir alles, was er hatte.“

## Die Anfänge der bürgerlichen Entwicklung.

Von Heinrich Laufenberg.

Das Kunstwesen beruhte in seiner Blüte allerdings auf vorwiegend drei Faktoren. In Anlehnung an den städtischen Markt trug es wesentlich zur Abstufung im Wert des städtischen Grundbesitzes bei. Während im offenen Lande der natürliche Wertzuwachs des Bodens hauptsächlich der verschiedenen Ertragsfähigkeit der Bodenarten verbandt ward und in der Regel ins Gewicht fiel, schuf der Handel und vor allem das Handwerk der Stadt den Wertzuwachs der räumlichen Lage. Neben die ländliche stellte es die städtische Bodenrente. Das Handwerk schuf weiter das eigentliche Arbeitskapital, den Einzelbesitz an Arbeitswerkzeug, Arbeitsstätte und Arbeitsprodukt. Im Fortschritt von Produktion und Arbeitsleistung drängte es zur Spezialisierung; aus einem geschlossenen Produktionsprozeß stieß es zunächst Teilprozesse als besondere Berufe ab und zerlegte diese wieder in selbständige Handwerke. So zerfiel zum Beispiel in den westeuropäischen Ländern die zuerst in einer Hand vereinigte Ledergerbung und Lederverarbeitung schon früh in die Gewerbe des Häuteproduzenten, des Gerbers und des Lederers; der letztere Beruf spaltete sich wieder in die Handwerke des Schuhmachers, des Memers, des Salters, des Ventlers und andere. Auf dem Höhepunkt seiner Entwicklung schloß dann das Handwerk eine Anzahl von Gesellen in der Hand eines Meisters, in den Händen einer Werkstätte zusammen. Es ließ Unternehmertum und Arbeitslohn zumal in der Heranbildung des Stillschneiders scharf auseinanderfallen. Damit war der Grund gelegt für die Produktionsweise, die über das Handwerk hinausführend, in der modernen Fabrik endigen sollte und die ihre Anfänge sah in der sogenannten Manufaktur.

Diese hat ausgesprochenenmaßen die Zweckstellung der Produktion in Unternehmern, die die Arbeitswerkzeuge in großem Umfange besitzen, und in Arbeiter, die sie gegen Lohn lediglich gebrauchen, zur Voraussetzung. Wohl spalteten sich bald auch die Industrien, neue wuchsen zumal mit dem Emporblühen der Technik aus den alten hervor. Aber während die Manufaktur große Arbeitermassen in ihren Betrieben zusammenballt und die Produktionsprozesse räumlich in ihre Teilstücke auseinanderrollt, wandelt sie auf der anderen Seite bisher selbständige Berufe in Teile neuer Produktionsprozesse um. Die unter Colberts Ministerium gegründete Robatsche Manufaktur in Abbeville, von der sich die Fabrikation feiner Tuche in Frankreich herschreibt, umfaßte mit 1692 Arbeitern unter anderem bereits Werkstätten für Tischler, Messerschmiede, Wäscher, Färber und Kettenmacher; neben den eigentlichen Webern waren in den Weberräumen Einschläger, Wollfortierer, Schlemper, Plätterinnen, Spulertinnen, Stickerinnen und ähnliche Arbeitskategorien vertreten. Schon früh offenbart also die Industrie die Neigung und den inneren Drang, das Handwerk zu Gunsten zentralisierter Betriebe in eine reine Lohnarbeiterschaft anzuknüpfen.

Zunächst freilich knüpfte die Manufaktur an die Bedürfnisse des Luxus, an verfeinerte Gewohnheiten an. Das Land des Humanismus und der Renaissance, Italien, sah ihre erste Blüte. Hier pulsierte das gesellschaftliche Leben am regsten, hatte der überseeische Handel ihr die materiellen Grundlagen geschaffen, hier mochte der orientalische Warenzug schon frühe den Gedanken nahe legen, wie durch Eigenfabrikation mancher Produkte sich die Kosten und vor allem das große Einkaufs- und Speditionsrisiko des Karawanen- und Seetransports vermeiden ließe. Das Handwerk selber hatte ja bereits diese Richtung eingeschlagen. Als dann die Zünfte sich abzuschließen begannen, als damit neben beträchtlichen Mengen in die Städte strömender ungelerner Arbeiter eine große Zahl qualifizierter Hände frei ward, die keine Aussicht hatten, es je zum selbständigen Meistertum zu bringen, ergab sich die Ausweitung der Werkstattproduktion in die Manufaktur.

von selbst. In Beginn des sechzehnten Jahrhunderts waren in Venedig die Seiden- und Tuchindustrie, die Spinneret, die Färberei, die Lederfabrikation bereits hoch entwickelt. Venedigs Spitzen galten als die besten der Welt, seine Zuckerraffinerien, seine Seifen-, Glas- und Spiegelindustrie, seine Druckereien erfreuten sich weltweiter Berühmtheit. Ähnlich stand es in Genua, in Mailand, in Florenz, dessen Tuchindustrie allein an die 30 000 Arbeiter beschäftigte. Auch in Flandern und Brabant gelangte die Industrie früh zu Bedeutung. An der großen Transitstraße des Handels nach England gelegen, blühten ihre Städte als Brennpunkte des norditalischen, des süddeutschen und des englischen Verkehrs, sowie des hanseatischen Handels nach der Ostsee rasch empor. In den Hauptstapelplätzen Gent und Brügge besaßen die Kaufmannsgilden aller Länder ihre Kontore, allen voran die „Ostlinger“ unter ihrem Vorort Dillbeck, das den Einfluß Kölns in den Schatten gestellt und in der deutschen Hanse die Führung ergriffen hatte. Die Größe Brabants ging bald verloren; sein Export wies es in der Hauptsache nach dem Süden, auf Frankreich, wo ihm zumal in der Seiden- und Spitzenfabrikation eine mächtige Rivalin erwuchs. Flanderns Bedeutung sank, als der Ostseehandel unter dem Einfluß der neuen Verkehrswege zurückging und England seine Wollausfuhr sperrte — für die flandrische Tuchfabrikation ein schwerer Schlag; sie verlor das Rohprodukt, das sie bisher verarbeitet hatte und auf dem ihr Übergewicht auf dem Markt beruhte. Flanderns und Brabants Erbe trat Holland an. Die Blüte des antwerpischen Handels war nicht von langer Dauer. Die Kriege Philips II. in den Niederlanden drängten ihn förmlich von dort nach Amsterdam. Und wie in den Wirren dieser Kriege die holländischen Kaufleute die spanischen und portugiesischen Kolonien an sich rissen, so erwuchs das Land zu einer bis dahin nicht gekannten und nirgends erreichten industriellen Entwicklung. Die Wollfabriken von Leyden, die Harlemmer Linnenbleichen hatten nicht ihresgleichen. Mannigfach waren die Gewerbe, die der Schifffahrt ins Leben rief, zahlreich jene, die die Verarbeitung der überseeischen Rohstoffe, des Tabaks, des Zuckers, der Drogen und Gewürze, des Diamanten erstehen ließ. Der Absolutismus anderer Länder trieb seine gewerbfleißigsten Arbeiter kurzschichtig über die Grenzen. Holland ward ihre Zuflucht; gerne gewährte man ihrem Fleiß und Geschick ein gastliches Dach. Während im Innern tausend betriebsame Hände bieneneifrig sich rührten, brachte der holländische Kaufherr draußen den Grundsatz des freien Handels auf. „Der Handel muß frei sein, überall, bis in die Hölle; wenn Myrtheer Salan gute Mineisen zahlt, soll er pünktlich bedient werden,“ ward der Leitsatz ihres die Erde umspannenden Geschäftsverkehrs.

Von Italien aus angeregt, beschritt auch Frankreich die Bahn der Industrie. Die Kriege, die Karl VIII., die Ludwig XII. und Franz I. dort führten, brachten die Franzosen in Berührung mit der italienischen Industrie zu einer Zeit, da diese auf ihrem Gipfel stand. Der Wunsch ward rege, es den Italienern nachzutun, und die französischen Könige ergriffen diesen Gedanken lebhaft und mit Nachdruck. Schon Karl VIII. nahm von Neapel zahlreiche Architekten, Bildhauer und Handwerker mit nach Frankreich. Zunächst war man darauf bedacht, die Seidenindustrie einzubürgern, und damals ward der Maulbeerbaum nach dem Süden Frankreichs verpflanzt, wo er ein selten geeignetes Klima fand. Die Bemühungen Karls VIII. wurden übertroffen durch Ludwig XII. und Franz I. Sie betrieben die Ueberführung italienischer Industrien mit größtem Eifer. Wie erfolgreich sie bereits waren, zeigen die eifersüchtigen Berichte der venetianischen Gesandten am französischen Hofe. In der Niedernormandie und in der Picardie war die Wollindustrie heimisch geworden. „Aus der besseren französischen Wolle wurden gewöhnliche Tuche hergestellt, während die feinere englische und spanische Wolle zu feinerer Ware verarbeitet wurde. Sehr bedeutend und blühend war die Leinwandindustrie. Spinnereten von Leinwand gab es in Laval, Cambrai,

Reims und Beauvoisis. Leinwandtuche wurden nach England, Spanien und Italien exportiert. Große Fortschritte hatten die Seidenindustrie in der Touraine — in Tours wurde auf 8000 Stülken italienische und spanische Seide verwoben (1546) —, das Goldschmiede-, Juwelier- und das Messerschmiedegeerbe gemacht.“ In Sedan, Lombers, Elboeuf hatte man gleichfalls die ersten Tuchmanufakturen errichtet, und in bemerkenswerter Weise beginnt eine Heinrich IV. von Barthélemy de Laffemas gewidmete Denkschrift mit dem Nachweis, Paris, Lyon und Tours hätten bereits in früheren Jahren gezeigt, daß sie die Seide so gut wie die berühmtesten Städte Italiens zu bearbeiten und zu färben verstünden; daß die Picardie, Bayonne und Champagne ebenso gute Leinwand wie Flandern produzieren könnten, daß die Spitzen der Languedocs ebenso fein wie die der Niederlande, und daß die Schieferländer von Reims und Amiens besser seien als irgend andere (Hugo). Kurz vor den Helioglosskriegen, in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, war Frankreich auf dem besten Wege, sich zu einer industriellen Macht zu entwickeln.

Hatte der Schwerpunkt der die mittelalterliche Stadtproduktion beherrschenden Blüte in der Heranbildung des Arbeitskapitals an Werkzeugen, Rohstoffen, Werkstätten, an Hans und Boden gelegen, so setzte die Manufaktur den Eintritt des Barockkapitals in die Produktion voraus. Mit seiner Hilfe schälte sich aus dem Handel, dem Grundbesitz und dem Handwerk der Stadt die Bourgeoisie heraus. Noch im vierzehnten Jahrhundert stand der Zinsfuß der Rentenkäufe in Deutschland z. B. auf 10 pZt. In den achtziger Jahren des Jahrhunderts sank er in Basel, über dessen Verhältnisse wir näher unterrichtet sind, auf 8 pZt., um in den ersten Jahrzehnten des fünfzehnten Jahrhunderts auf 5 und 4 1/2, zeitweilig gar auf 4 pZt. herabzugehen. Das zeigt im Rahmen der damaligen Zustände den bereits herrschen Reichtum an Barockkapital. Bei dem geringen Preis der Lebensmittel und den durchschnittlich hohen Arbeitslöhnen war es auch in bescheidenen Verhältnissen nicht schwer, bares Geld zu erwirtschaften. Daher gerade damals die ungemein schnelle Zunahme derer, die sich in den Städten der Kleinräumerei zuwandten. Daneben aber häuften sich in den Händen einzelner für jene Zeit schon wahre Riesenermögen an. So starb 1548 zu Augsburg Anton Fugger, der, von seinem großen Reichtum an Eigenschaften abgesehen, ein Vermögen von sechs Millionen Gulden in Bar und Forderungen hinterließ, ein Vermögen, das ebenso sehr dem portugiesischen Diamanthandel, dem Betrieb der spanischen Bergwerke und dem Besitz überseeischer Faktoreien wie dem Handel mit Italien zu verdanken war. Das Vermögen der Fugger und Welser steht nicht vereinzelt da; in den Handelsstädten des übrigen Deutschland, des nördlichen Italien, von Brabant und Flandern, der Niederlande stoßen wir auf ähnliches. Die Einwirkung des mobilen Groß- und Handelskapitals ist im späten Mittelalter bereits eine mächtige; impulsiv, mit elementarer Gewalt bringt es sich zur Geltung. Der lokale Markt greift weit über seinen engen Rahmen hinaus und der Binnenhandel strebt gewaltig empor; die ersten umfassenden Vereinheitlichungen im Münzwesen, im Maß und Gewicht setzen sich durch, und die großen Messen, die von Leipzig und Frankfurt, die der Champagne, der Brie und der Niederlande, feiern ihren mächtigen Aufschwung. Die Wirtschaftspolitik nach geschlossenen Territorien hebt an. Nachhaltig wirkt sie auf die öffentlich-rechtlichen Zustände zurück: auf das Geleitwesen, die Regelung der Zölle, die allgemeine Sicherung des Landfriedens.

Für die Folge freilich schöpfte das Großkapital seine Kraft aus den veränderten Wegen und Beziehungen des jetzt einsetzenden transatlantischen Weltverkehrs. Kultur und Handel der Zeit, die man wenig passend die alte nennt, hatten sich um das Mittelmeer gruppiert, gekennzeichnet durch die großen Kulturkreise von Theben, Karthago, Athen und Rom. Als die Barbarenstämme von beiden Ufern des Mittelmeers eindringten und seine Kulturphäre nach

seinem nördlichen germanischen und südlichen arabischen Gestade aneinanderklaffen ließen, knüpfte sich der Mittelmeerverkehr des Nordens an den Rhein, auf den im Abendlande alle großen Handelsstraßen der mittleren Welt ausmündeten. Von hier spannt sich durch die Hanse das Handelsnetz über die Nord- und Ostsee, die die Waren hoch nach Skandinavien und tief nach Rußland auf die Märkte von Kiew und Nowgorod trug. Wie Venedig, der große abendländische Fußpunkt des Handels, so blieb seine tiefste Wurzel der Orientverkehr, die ferne Verbindung mit dem sagenhaften Wunderland Indien. In der Verarbeitung der Orientproduktion und in ihrem teilweisen Ersatz durch die Arbeit einheimischer Hände legte der Handel den Grund, das Handwerk in die Manufaktur auseinander zu reiten. Jetzt ging er daran, den uralten Transportweg über die Levante abzulösen. Auf ihren Entdeckungsfahrten kamen Columbus nach Amerika, Vasco de Gama nach Indien. So treten der Atlantische und der Stille Ocean in den Handel ein, und wie sie den Schwerpunkt des Verkehrs von den alten Wegen abgelenken lassen in die großen transatlantischen Wege, so beeinflussen sie auf das gewaltigste die ganze Geschichte des Abendlandes, geben sie ihr ein völlig verändertes Gepräge, verlegen sie die Anfänge und die Entwicklung der bürgerlichen Welt in die Uferstaaten des Atlantischen Ozeans, nach Spanien und Portugal, nach Frankreich, Holland und England und bald genug hüllbar nach Amerika.

In Spanien und Portugal ist es allerdings nie zu einer Herausbildung des Bürgerturns gekommen. Wohl gewannen die Spanier ein ungeheures Weltreich, in dem die Sonne nicht unterging. Von ihrem vorübergehenden Besitz in Europa, von den Niederlanden, dem südlichen Italien, der Franche Comté, den deutschen Kaiserländern abgesehen, erwarben sie in der neuen Welt Mexico, Zentralamerika, Venezuela, Neugranada, Peru, Chile, eroberten sie die Inseln Cuba, St. Domingo, Jamaika und andere, gewannen sie in Afrika Genta, Oran und Tunis, besetzten sie in Asien große Teile von Malakka, sowie die Gewürzinseln; sie stellten sich zu beiden Seiten des Ozeans an und schufen sich schließlich in den Philippinen einen Stützpunkt, der, im Zentrum ihres gewaltigen Kolonialbesitzes gelegen, dessen Teile miteinander verband. Der Reichthum dieser Länder benutzten sie sich, sofern nicht durch einfachen Seeräub, in der Form eines streng monopolisierten Handels. „Kein Fremder durfte sich in einer portugiesischen oder spanischen Kolonie, kein Schiff mit fremder Flagge in einem portugiesischen oder spanischen Gewässer sehen lassen.“ Aber es war nicht das Bürgerturn, das jene Schätze einstrich, es waren der Adel und die Geistlichkeit. Wiewohl innerlich reif zum Untergang, waren sie doch noch mächtig genug, den kolonialen Besitz dem Feudalismus aufzupropfen und die beginnende bürgerliche Entwicklung des eigenen Landes in den Boden zu treten. Schon Karl V. vernichtete in der Schlacht bei Villalar die aufstrebende Macht der spanischen Städte. Sein Sohn Philipp II. vertilgte die gewerbfleißigen und ackerbaukundigen Mauristen mit Feuer und Schwert. Ihre Vernichtung war ihm von den Theologen zur Pflicht gemacht. „Je mehr Mauren getödtet werden, desto mehr Vorteil; denn dann haben wir um so viel Feinde weniger“, schrieb Otadin, Professor der Theologie zu Alcalá, an den König. So galt es, sie zum Aufstande zu reizen. In den ersten Tagen des Jahres 1567 ward plötzlich mit den maurischen Bräuchen bei Todesstrafe verboten, sich der maurischen Sprache und Kleidung zu bedienen. Sie sollten ihre Türen zu jeder Zeit öffnen. Ihre Weiber sollten keine Schleier mehr tragen. Alle maurischen Namen sollten abgeschafft und nur kastilianische gebildet werden. Sie sollten weder Sklaven mehr kaufen noch halten dürfen. Sogar maurische Tänze und Musik wurden untersagt. Als all dies noch nicht versagte, ward ferner, und zwar gleichfalls unter Todesstrafe verboten, einen Türken oder Mauren in das Haus aufzunehmen, oder auch nur Verkehr mit ihm zu pflegen. Wer einen Mauristen beherbergte, ohne es anzudeuten,

verfiel gleichfalls dem Tode; sogar der Vater sollte den Sohn und dieser seinen angeben. Um das Maß voll zu machen, schuf ein Statut die Möglichkeit, alle Kinder ehemaliger Mauren im Alter von drei bis fünfzehn Jahren nach Kastilien abzuführen, „um sie zur Schule anzuhalten“.

Zuerst glücklich, wandte sich das Geschick der aufständischen Mauristen, als Karls V. natürlicher Sohn Don Juan den Oberbefehl gegen sie erhielt. Bei dem Sturm auf das befestigte Galera fielen nicht nur alle waffenfähigen Mauren, 6000 an der Zahl, auch an die 4500 Frauen und Kinder wurden niedergemacht. Im gebirgigen Alpujarras fielen in einem einzigen Monat an die 10000 Menschen dem Schwert oder der Sklaverei zum Opfer. Die zahlreichen Flecken und Städtchen, mit denen das Land besät war, wurden geschleift, der ganze Distrikt systematisch entvölkert. „Die Bewohner von Granada, vom Tale Beerin und vom Distrikt Malaga, sowie 1200, die man im Distrikt Noaba einfing, wurden nach Gremadura, Toledo, Ceja und Carmona transportiert. Die Bevölkerung von Guadix und dem Tal des Rio d'Almangora mußte in die Wälder von la Mancha ziehen, weil die fanatischen Bewohner der beiden Castilien keinen dieser Felude der Kirchen aufnehmen wollten, sondern alle zu ermorden drohten. Die aus Baza Vertriebenen blieben zu Albacete im Königreich Murcia, die Bevölkerung des Distrikts Almeria wurde in Sevilla auf die Galeeren gebracht.“ (Schlosser.)

Was den Mauristen gegenüber das Schwert vollbrachte, das tat im übrigen Königreich die Inquisition. Auf dem Lateranconcil vom Jahre 1215 ins Leben gerufen, beruhte sie auf dem Grundsatz, daß die wirtschaftliche Einheit sich in der Einheit des Glaubens widerspiegeln müsse. Mit dem Aufkommen des Absolutismus ward sie ebenso sehr Mittel und Werkzeug des „nationalen“ Kirchentums wie der „nationalen“ Politik überhaupt. Ferdinand der Katholische, der Spanien politisch einigte, gab auch der Inquisition ausgesprochen politischen Charakter, und wenn im westfälischen Frieden am Ende des dreißigjährigen Krieges das Prinzip aufgestellt wurde „cujus regio, ejus religio“, wessen Gebiet, dessen Religion, so war das nur eine Uebersetzung des letzten Grundes der Inquisition in den Protestantismus und die veränderten Zeitverhältnisse. Die unter dem Deckmantel der Glaubenseinheit geforderte Einheit des Wirtschaftslebens bedeutete aber die Erhaltung des junkerlich pfäffischen Feudalismus. Als Philipp II. die Regierung antrat, bestanden in den verschiedenen Provinzen Spaniens bereits 18 geistliche Glaubensgerichte. Stadt und Land waren von Spähern erfüllt, deren Zahl von glaubwürdigen Autoren auf 20000 beziffert wird. So hoch diese Angabe auf den ersten Blick erscheinen mag, ist sie schwerlich fehlgegriffen, behält man den wirtschaftlich-politischen Charakter der Inquisition im Auge.

So ist es erklärlich, wenn Spanien und mit ihm das gleichfalls unter Philipps II. Regiment geratene Portugal keine bürgerliche Entwicklung aufweisen. Seit der Vertilgung der Mauristen datiert in Spanien das Räuberumwesen, das bis auf den heutigen Tag noch nicht ausgerottet ist. Adel und Geistlichkeit im Bunde mit dem Königtum steckten entschlossen die Früchte des einsetzenden transatlantischen Verkehrs in die Tasche. Während sie die Kolonien plünderten und das Land mit amerikanischem Silber überschweimten — die im spanischen Besitz befindlichen Silberbergwerke trugen zu Philipps Zeit schon 25 Millionen Dukaten, eine Summe, die reichlich das Zehnfache des heutigen Wertes darstellt —, zerraten sie geflüstert den Boden, die Keime der bürgerlichen Entwicklung, die die Metallreichtümer aufnehmen und zum Nutzen des Landes in Arbeitsprodukte umsetzen konnten. „Wenn nicht die zufällige Entdeckung ergiebigerer Minen den Gold- und Silberpreis niederhält, so wächst er naturgemäß mit dem Wohlstande eines Landes. Was immer also auch der Stand der Minen sein mag, der Gold- und Silberpreis

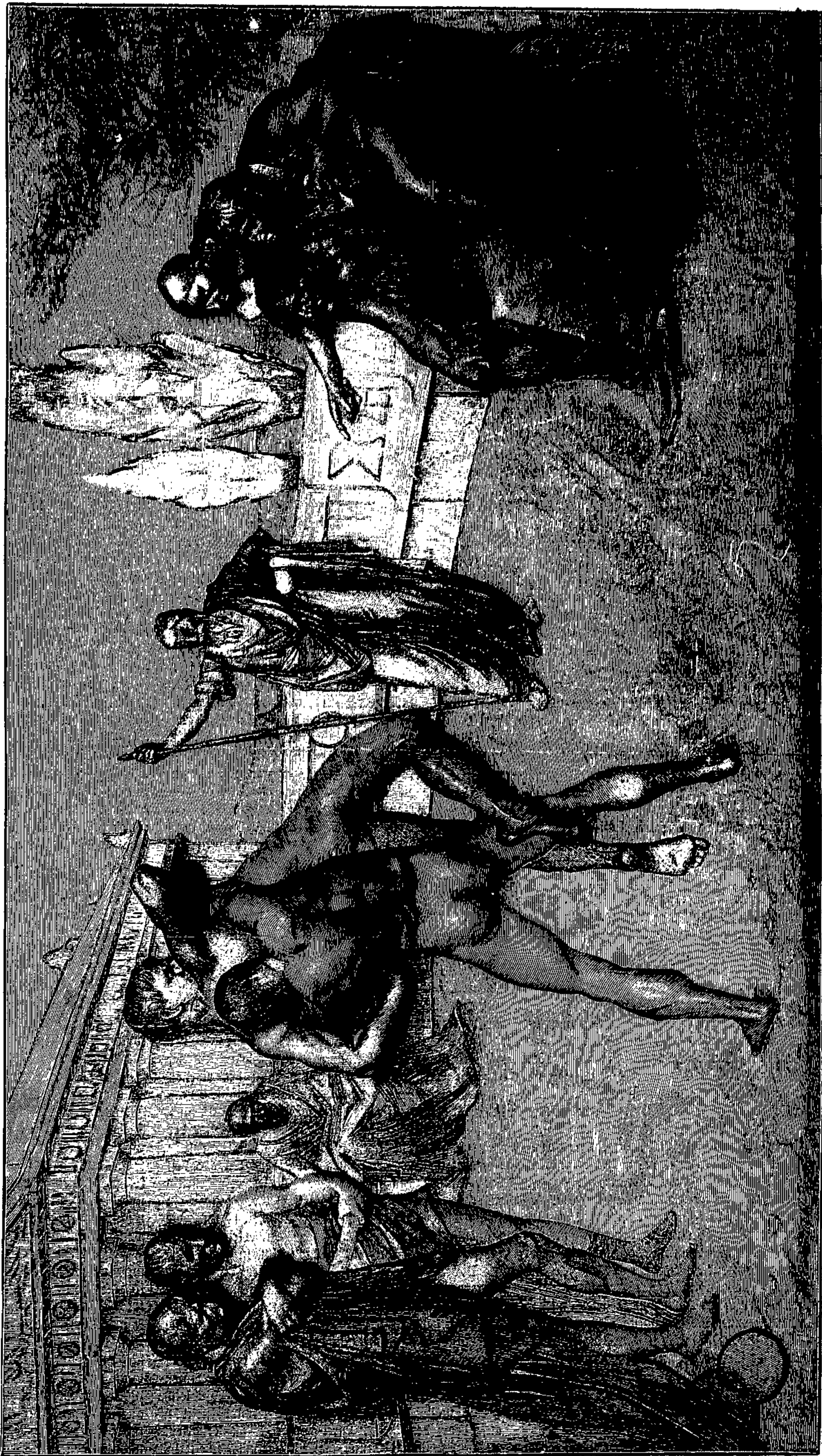
ist stets und natürlich in einem reichen Lande höher denn in einem armen.“ So schreibt bereits Adam Smith in seinem „wealth of nations“. Derselbe Schriftsteller hat das Verhältnis von Preise des Silbers zu dem der Kornfrucht, welche letztere als das Hauptnahrungsmittel des Arbeiters ihm dem Maßstab für den Wert der Arbeit näher untersucht. Infolge seiner insularen Lage und weil es damals keine Klitten für den Export im Interesse der aufblühenden einheimischen Industrie nach Möglichkeit sperrte, wurde England von der großen Preisrevolution, die das amerikanische Silber auf dem europäischen Markt hervorrief, zuerst heimgesucht. Während in der Zeit vor dieser Preisumwälzung der Kornpreis sank und der Silberpreis infolge der mächtig gesteigerten Erwerbstätigkeit sich hob, trat jetzt das Umgekehrte ein. Die gewaltige amerikanische Ueberschüttung ließ das Silber ganz beträchtlich fallen und den Kornpreis ebenso beträchtlich steigen. „Anstatt wie gewöhnlich für etwa zwei Unzen Silber das Quarter oder etwa zehn Schilling des gegenwärtigen (1783) Geldes verkauft zu werden, kam es dahin, daß man für 6 und 8 Unzen Silber das Quarter, etwa 30 und 40 Schilling des gegenwärtigen Geldes, verkauft wurde.“ Nehuliche Verhältnisse, wie Adam Smith sie für England darlegt, traten auf dem ganzen Kontinent ein. Spanien wurde von ihnen um so härter betroffen, als der Silberreichtum zum überwiegenden Vorteil der Junker und Pfaffen den Preis der Produkte hoch schnellen ließ. Die Vernichtung der einheimischen Industrie zwang Philipp, alle Bedürfnisse seiner unaufhörlichen Kriege bei seinen grimmigsten Feinden, den Holländern, zu kaufen, versteht sich zu Preisen, die nicht nur die merikanische Silberminen erschöpften, sondern noch einiges mehr. Das Ende seiner Despotenherlichkeit war neben einem geschändeten Namen ein ruinirtes, mit Schulden überladenes Land.

Völlig anders verlief die Entwicklung in den Niederlanden. Als diese mit Philipp II. in ihren weltgeschichtlichen Kampf verwickelt wurden, saß das holländische Bürgerturn bereits fest im Sattel. Wochte die feudalistische Despotenpolitik des Spaniers auch über die Schätze der Erde gebieten, sie erlag vor der höheren Produktionsordnung der holländischen Industrie und der zähen Berechnung der Kaufleute, deren Werk sie war. Wenn damals in den deutschen Kommunen bereits das kaufmännische Element die anderen überwog, wenn dort die Kleinräumerei im Schwunge war und die wohlhabenden Bürger durchweg sich „am Bergbau und an der Ausnutzung von Salinen, an der Begründung hausindustrieller Tätigkeit mit weitfichtigem Export, endlich an den vollkommen modernen Gewerben der Papierherstellung, des Buchverlages und des Buchdrucks“ beteiligten, so prägt sich der kaufmännische Zug der holländischen Städte noch ungleich schärfer aus. Hier summt jeder Winkel wie ein fleißiger Dienstkorb; die Bodenkultur (Gemüse und Blumen) und die Viehzucht, die unzähligen Handwerke, die immer geschäftigen Mühlen, die endlosen Flotten von Booten, die von unzähligen Masten starrenden Häfen gewährten ein Bild regster kaufmännisch-industrieller Tätigkeit. Hier war man über die Torheit der spanischen Junker und der spanischen Geistlichkeit hinaus, die da glaubten, den Gewerbefleiß des eigenen Landes in den Boden treten zu können, sofern nur seinen herrschenden Klassen die Reichthümer ferner Weltteile zufließen. (Mehring.) In den Niederlanden förderte man nicht nur nachhaltig die einheimische Industrie; sie hatte bereits das ganze Leben in ihren Lamm gezogen.

Vor allem hatte sie die Austauschbeziehungen, das Geldwesen von Grund aus revolutionirt. Im ersten Teil des Mittelalters kannte man keinen reinen Kapitalprofit, und noch in seiner späteren Hälfte gab es wenig Einkommen, das ausschließlich auf der Meute und nicht zugleich auch auf eigener Arbeit beruhte. Der Kreditverkehr beschränkte sich zumal in den germanischen Ländern auf den Sachkredit, der in der Hauptsache Kaufgeschäft und auf die Sicherstellung gegen Pfand gegründet war, das in

der Form des Verkaufs mit bedingtem Rückkauf gegeben ward. Zuerst stellte sich das Bedürfnis heraus, die fundierte Häuser, die städtische Grundrente zu mobilisieren. Man verleiht den Rentenbesitzern den Charakter von Inhaberpapieren, die als solche von Hand zu Hand gingen. Eine völlige Umwälzung erlebte der Marktcredit mit dem Aufkommen des Bankwesens. Zunächst in Italien heimisch, wickelte es sich von dort aus im westlichen Europa ein. Es knüpfte an das Pfandgeschäft an, das sich bald zum Lombardgeschäft auswuchs. In Verbindung damit trat der Wechsel auf, der sich in Flandern seit Ende des 13., in Deutschland während des kommenden Jahrhunderts einbürgerte. Es folgten das Giro- und Depositengeschäft sowie der Banknotenverkehr. So stellt sich neben den kaufmännischen Gewerbebetrieben selbständig das reine Geldgeschäft, und eines seiner bedeutendsten Institute, eine Zeit lang sogar das größte und tonangebendste von Europa, hinter dem die Banken von Venedig, Genua, Nürnberg, Hamburg verschwanden, war die Bank von Amsterdam.

Ihr Schwergewicht ruhte in der Ausbildung des Depositenverkehrs. Hollands ausgebreiteter Handel brachte die verschiedensten Münzsorten in das Land, die auf den Kurs des einheimischen Geldes energisch drückten. In Amsterdam betrug die Differenz zwischen dem rollenden Gelde und dem frisch aus der Münze kommenden zuguterletzt neun Prozent. Selbstverständlich wurde das Münzgeld unter diesen Umständen entweder im Verkehr sofort eingeschmolzen zur Gewinnung der Kursdifferenz, oder es floß außer Landes. Trotz ihres Ueberflusses an Kursgeld waren daher die Kaufleute häufig nicht in der Lage, genügend Standardgeld zur Begleichung ihrer Wechsel aufzutreiben, so daß der Wechselkurs sehr schwankend wurde. Deshalb schritt man (1609) zur Gründung der Bank von Amsterdam unter der Garantie der Stadt. Sie nahm aus- und inländisches Geld zum Kurs der Münze in der Hauptsache



J. Götz. Antiker Ringkampf

gegen Abzug des Schlagschages und gewährte dafür einen Kredit in den Büchern der Bank, der den Namen „Bankgeld“ führte. Alle über 600 Gulden lautenden Wechsel mußten in der Folge in Bankgeld bezahlt werden, so daß jeder kaufmännische Kaufmann gezwungen war, ein Konto mit der Bank zu unterhalten. Adam Smith berechnet ihre Zahl für seine Zeit auf 2000 und den Wert ihrer Depositionen auf mindestens 88 Millionen Gulden, eine Summe, die dem tatsächlichen Vermögen der Bank allerdings bei weitem nicht entsprach, machte sie doch jährlich nicht nur am Depositenverkehr, sondern auch an dem Umsatz in Gold- und Silberbarren ein ganz beträchtliches Geschäft, dessen Ertrag der Stadt Amsterdam zu gute kam, wie sie für alle Verbindlichkeiten der Bank haftete. Für die Geschäftsführung der Bank ist ein Beispiel charakteristisch: „Als 1672 der französische König zu Utrecht stand, zahlte die Bank so prompt, daß an der Zuverlässigkeit, mit der sie ihren Verpflichtungen nachgekommen, kein Zweifel bestehen konnte. Einzelne Stücke, die sie damals in Zahlung gab, waren offenbar durch das Feuer beschädigt, das kurz nach Gründung der Bank im Stadthause ausgebrochen. Sie mußten also von jener Zeit her dort gelegen haben.“

Das Gesagte läßt einen Rückschluß zu auf die Verhältnisse, die in den Niederlanden vor den Unabhängigkeitskriegen herrschten. Das Kreditgeschäft war hier um so ausgedehnter, als man früh damit begann, die Handelswaren so viel wie möglich zur Grundlage von Umlaufmitteln, sei es in Wechseln, promissorischen Noten u. a., zu machen. Wie einst gegen den Zins, so sträubte sich die öffentliche Meinung zwar auch gegen die Einführung des Kredit-systems. Aber im sechzehnten Jahrhundert ist es bereits in Deutschland, um so mehr in den Niederlanden eingebürgert, wurden doch damals in Deutschland bereits Kreditbanken für kapitalbedürftige Handwerker geschaffen. An die Stelle des alten festgebundenen Realkredits ist der bewegliche Personalkredit in der Gestalt des Firmenkredits getreten. Der An- und Verkauf von Geld hat sich zu einem stehenden Erwerbszweig, die Kreditvermittlung selber zum Geschäft herausgebildet. Diese totale Umwälzung der Produktionsweise und seinen Austauschbedingungen forderte ihren Ausdruck im gemeinen Recht. Das kaufmännische Recht kam auf mit seinem raschen Wollzug und seinem weitgetriebenen, bis zur Schuldhast gesteigerten Schutz des Gläubigers. Darüber hinaus wird die ganze Familienverfassung in Mitleidenschaft gezogen. In frühesten Zeit war das Familienvermögen wie die Familie selbst streng gebunden im Rahmen des Geschlechts. Der städtische Verkehr sprengte diese Fessel. In der zweiten Hälfte des Mittelalters stellte sich die Einzelfamilie auch vermögensrechtlich auf eigene Füße. Aber nicht nur das Erbrecht blieb noch durchaus begrenzt, die Familie bildete nach wie vor eine geschlossene Einheit in Produktion und Konsumtion. „Herr“ war nur, wer eigenen Rauchs aufgehen ließ. Wie auf dem Lande, so galt dies auch in der Stadt. Familienvorstand und Brotherr waren hier eins; Frau und Kind, Geselle und Knecht, „was deselben Brotes genoß, stand unter der gleichen Gewalt des Brotherrn“. Das Familienvermögen galt nicht nur als Erwerbsgut der Lebenden, sondern fast noch mehr als eiserner Bestand für die kommenden Generationen. Diese Familienverfassung wurde zuerst von der großkaufmännischen Familie durchbrochen: sie spaltete den geschlossenen Kreis der Familie in den Konsumtionskreis der engeren Familienmitglieder und den Produktionskreis vorwiegend der Arbeiter und Angestellten. Und je mehr die Produktion sich nach der kaufmännisch-industriellen Seite verschob, je mehr ward diese Familienform die bestimmende, bis sich schließlich die Familie in Produktion und Konsumtion durchaus auf den Markt verwiesen sah. Dementsprechend verwandelte sich auch ihre vermögensrechtliche Stellung. Die moderne Familie ist erwachsen, die das Erbrecht freier gestaltet und der Verfügung des Erblassers weiteren Spielraum gewährt, die die alte Gütergemeinschaft durchbricht und die Rechte der Familienglieder näher spezialisiert, die den ver-

mögensrechtlichen Ehevertrag aufbringt und über dem Begriff des Familienvermögens den des Firmenkapitals entwickelt.

Der Einfluß des Kapitals auf dem Markt und seine Kraft gegenüber der Konkurrenz ruht in erster Linie auf seinem Umfange. So kam man bald dazu, das von dem Firmengründler Erworbenem im Erbganze zugeteilt zu lassen und die Erbberechtigten in das Geschäft aufzunehmen. Nicht lange darauf weitete man die auf die Verwandtschaft basierte Geschäftsform zu einem bloßen Vertragsverhältnis aus: Kaufleute ohne jede verwandtschaftliche Beziehung taten sich zu Erwerbsszwecken zusammen, lediglich verbunden durch die gemeinsame Kapitalanlage unter gemeinsamer Firma. Die offene Handelsgesellschaft war geschaffen. Das Kapital sucht die Assoziation. Schon früh hatten sich im Großhandel vorübergehende Vereinigungen über See wie über Land gebildet; bei der Ausübung kostspieliger und weittragender Handelsoperationen beteiligte sich gemeinhin eine größere Anzahl von Interessenten. Nach beendeten Handel löste sich die Verbindung gewöhnlich auf. Indem man auf diese Geschäftsform dauernde Handelsgesellschaften gründete, entstand die Kommanditgesellschaft, deren Kapitalgrundlage nicht nur aus den Einlagen der persönlich haftenden Gesellschafter, sondern auch aus denen ungenannter, lediglich am Geschäftsgewinn beteiligter dritter Personen gebildet ward.

Die vorerwähnten vorübergehenden Vereinigungen über See und Land hatten schon früh Umlaufbildungen erzeugt. Bereits im fünfzehnten Jahrhundert finden wir solche, und in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts werden sie zu einer förmlichen Landplage. Nicht nur ausländische, auch alle möglichen inländischen Waren und selbst Landesprodukte werden aufgekauft, um dann mit enormen Gewinnen wieder abgesetzt zu werden: an die 450 Prozent Kapitalprofit werden schon im fünfzehnten Jahrhundert berechnet bei hundert wachsenden Tagen. „Wenn einige Kaufleute allein noch von einer Ware haben und keine Beschaffung solcher in nächster Zeit zu erwarten steht, so steigern sie die Preise unbillig, oder sie kaufen gar alle Waren einer Gattung zu diesem Zweck auf, oder verabreden sich untereinander zu einem höheren Preis und lassen denen, die sich an der Verabredung nicht beteiligen, ihre Ware durch Fremde abkaufen; kommen sie selbst hierdurch nicht zum Ziel, so geben sie plötzlich die Ware so billig, daß die anderen kleineren Kaufleute geschlagen sind und sie doch Herren der Lage bleiben.“ So verderben sie die geringeren Kaufleute „gleich wie die Hechte die kleinen Fische im Wasser“. (Luther.) Es war also ein reines Monopolverfahren, das bei den schwierigen Ueberlandverbindungen und der ungleich geringeren Zahl großer Handelshäuser damals wesentlich leichter durchzuführen war denn heute.

In Spanien und Portugal diente der Großhandel mit seinen Monopolbildungen dazu, den Junkern und der Geistlichkeit die Auspöwerung des eigenen Landes zu sichern. Indem sie die Kolonien nach dem Plantagensystem mit Sklavenbetrieb bewirtschafteten, indem sie sich für die Einführung der so gewonnenen Kolonialprodukte das ausschließliche Recht reservierten, hielten sie mit der Zwangsarbeit der Sklaven den inländischen Gewerbfleiß ebenso nieder, wie sie die Kolonien selber durch ein raffiniertes Steuer- und Zehntenwesen und die massenhaften Bettelarmen auswucherten. Der größte Grundbesitzer in den Kolonien war die Geistlichkeit, die größten Handelshäuser die Orden, allen voran die Jesuiten. In Deutschland suchte man zwar den veränderten transatlantischen Wegen zunächst gerecht zu werden. Insbesondere die süddeutschen Handelshäuser, die Fugger und Welser, erwarben überseeische Faktoreien. Aber es geschah dies in Anlehnung an Spanien und Portugal mit ihre Kolonialpolitik. Zugleich strebte man, die großkapitalistische Monopolstellung auf dem deutschen Markt aufrecht zu erhalten. Kein Wunder, wenn dieser Versuch scheiterte, wenn die Ueberseebeziehungen des deutschen Handels

mit dem Augenblick verloren gingen, da Spanien und Portugal den Niederländern erlagen. Diese verfahren nach einem grundverschiedenen System.

Hier importierte man nämlich die Kolonialerzeugnisse nicht nur, man verarbeitete sie zum guten Teil als Rohprodukte, um sie mit den Erzeugnissen des inländischen Gewerbfleißes in die Kolonien wieder abzuführen. So wandte die holländische Handel sich naturgemäß an die Märkte, kulturell bereits höher entwickelter Völkerschaften, die er eroberte, um sie für sich zu monopolisieren. Hatte vor den Unabhängigkeitskriegen eine ganz Anzahl von Gesellschaften diesen Handel monopolisiert, so schlossen sie sich nach denselben zu der west- und ostindischen Kompagnie zusammen, von denen es freilich nur die letztere zu einer typischen Entfaltung und dauernden Bedeutung bringen sollte.

Diese Verschiedenheit der handelspolitischen Stellung fand in der Ideologie der Zeit ihren prägnanten und scharf geschiedenen Ausdruck. In Spanien und Portugal, wo die feudalistischen Klassen, Junker und Geistlichkeit die herrschenden blieben, hielt man naturgemäß an den alten Rechtsverhältnissen und ihrer religiösen Verbrämung fest. Ebenso in Italien und dem südtlichen Deutschland, die mit ihren wichtigsten Interessen gleichfalls an die alte Zeit und ihre Verkehrswege gewiesen waren.

Die Handelsbeziehungen des nördlichen Deutschland basierten aber in der Hauptsache auf den Gestaden der Ostsee, und in derselben Weise, wie hier die Hanse vertüchtete und an „nationalen“ Gegensätzen verfiel, in demselben Maße, wie ihre Städte unter die Gewalt der aufstrebenden Landesherrn kamen, in dem gleichen Maße dankte auch das Bürgertum des nördlichen Deutschland in die Hände des territorialen Absolutismus lutherischer Prägung ab. Dagegen wandte sich der führende, auf die Ferne gewiesene Geist der Niederländer dem Calvinismus zu. Dessen wichtigstes Dogma ist die Gnadenwahl. Und was ist diese anders als „der religiöse Ausdruck der Tatsache, daß in der Handelswelt der Konkurrenz Erfolg oder Bankrott nicht abhängt von der Tätigkeit oder dem Geschick des einzelnen, sondern von Umständen, die von ihm unabhängig sind. So liegt es nicht an jemandes Willen oder Laune, sondern am Erbarmen überlegener, aber unbekannter ökonomischer Mächte.“ (Engels.)

Bei Calvin ist ferner die Kirche dem Staat nebeneinander. Sie ist demokratisch organisiert, beherrscht vom Laienelement, unter dem Calvin lediglich die bestehenden Klassen in Stadt und Land versteht. Diese in ihrer Gesamtheit repräsentieren die eigentliche Obrigkeit, ihre Organe bilden die sogenannte „Unterobrigkeit“, die die überkommene Obrigkeit zu befechtigen gegebenenfalls ein Recht hat.

In der Tat, „wo das Reich Gottes republikanisiert war, konnten da die Melche dieser Welt Königen, Bischöfen und Feudalherren untertan bleiben?“ Der Calvinismus schloß ebenso den fürstlichen Absolutismus wie die plebejische Demokratie aus, was sich während der Unabhängigkeitskriege in dem Verhalten Wilhelms von Oranien und des Bürgertums zu den proletarischen Bewegungen in Gent und anderen Orten deutlich genug offenbaren sollte.

Wie man in Spanien die Mauren hinstreckte und ihre gewerbfleißigen Städte der Erde gleichmachte, so sollte das gleiche Rezept auch in den Niederlanden Handel und Industrie der spanischen Junker- und Pfaffenwirtschaft ausklammern oder in den Boden treten. Von diesem Gesichtswinkel aus wird zumal Albas Regiment nur allzu verständlich. Er begann mit der Einführung der Inquisition und der Errichtung eines politischen Hochgerichts, des „Blutraths“, der nur das ausführende Werkzeug der ersteren war. Sofort sahen sich Tausende zum Verlassen der Heimat genötigt, wollten sie nicht dem Henker in die Hände fallen.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Spartopf.

Humoristische Erzählung von W. W. Jacobs.

Seeleute sind als 'ne Regel man schlechte Sparer," sagte der Nachtwächter auf dem Kai, während er nachdenklich mit einem falschen Markstillet an seiner Uhrkette spielte, „wemischon Sie, wenn Sie sie von's Sparen reden hören, wenn sie auf See sind und das nächste Wirtshaus 'ne tausend Meilen von sie entfernt is, wohl anders denken könnten.“

Es is auch nich, daß es nich etulge davon versuchen tun, und ich hab' Leute alles Mögliche aufstellen sehen, mit die Absicht zu sparen, wenn sie ihre Genser kriegten. Ich kannte einen Mann, der bewahrte alles außer 'ne Mark oder zwei in einen Stirtel direkt auf seinen Leib auf, so daß er nich leicht vorankommen konnte, aber es hatte all keinen Zweck.

Immer an die ungelegensten Stellen wurde er knapp mit sein Geld. Ich habe ihn sich für fünf Minuten lang abquälen sehen, mit 'n Pferdebahuschaffner vor ihn stehend und daß die anderen Leute im Wagen mit ein Auge ihre Zeitung lasen und mit's andere auf ihn aufpassten.

Hein Wulmeier und Peter Schlichting versuchten mal, ihr Geld zu sparen. Sie kriegten es so dicker, das ganze in vielleicht 'ne Woche oder zehn Tage anzugeben, nachdem, daß sie an Land gekommen waren, und daß sie dann wieder früher in See gehen mußten, als sie die Absicht gehabt hatten, daß sie sich entschlossen, die Sache auf die eine oder andere Manier zu ändern.

Sie waren auf der Vliekreise von Melbourne, als sie sich das in 'n Kopp setzten, und Thomas Linn, der älteste Heizer an Bord — ein sehr ruhiger alter Temperenzler — gab sie 'ne Masse gute Rat schläge. Sie wollten alle wieder mit dasselbe Schiff gehen die nächste Meile, und er bot sie an, er wollte 'n Zimmer mit sie zusammen an Land nehmen und ihr Geld vor ihnen selber verwahren und sie jeden Tag, was er so einen mäßigen Betrag nannte, geben.

Jeden anderen würden sie ausgelacht haben; aber sie wußten, daß der alte Thomas so ehrlich war, wie man einer sein konnte, und daß ihr Geld bei ihn ganz sicher sein würde, und so stellten sie dem schließlich nach 'n laugen Palaver 'nen Schein aus, worin sie sagten, daß sie damit einverstanden wären, daß er ihr Geld an sich nahm' und es sie Stück für Stück geben tät, bis daß sie wieder in See gingen.

Jeder außer Hein Wulmeier oder Peter Schlichting oder 'n Dicksopp würde sich gehilft haben, sich in so was einzulassen, aber der alte Thomas hatte solch glatte Zunge und schien solch vernünftige Anschläge zu haben, über was er mäßiges Trinken nannte, daß es sie nie recht zum Bewußtsein kam, worauf sie sich da einließen, und als sie ihre Genser kriegten, — dicht an dreihundertdreißig Mark jeder — steckten sie das Kleingeld in die Tasche und gaben ihn den Rest.

Den ersten Tag freuten sie sich wie 'n Stint. Der alte Thomas mietete 'n nettes, anständiges Zimmer für alle drei, und nachdem daß sie ein paar Schoppen getrunken hatten, wollten sie ihn bei gute Laune erhalten, indem daß sie 'ne schöne heiße Tasse Tee mit ihm tranken und dann mit ihm zu 'ne Laternamagika-Vorstellung gingen.

Die hieß „Des Trunkenbolbs Ende“ und fing damit an, daß 'n junger Mann in ein feines Restaurant reinging und daß ihn 'ne hübsche Kellnerin 'n Glas Bier vorsetzte. Dann ging er zu halbe Alter über und zu Biter ins nächste Bild, und, nachdem daß Hein den verlorenen jungen Mann hatte sechs Biter in knapp 'ne halbe Minute runterstürzen sehen, kriegte er solch wahnsinnigen Durst, daß er nich mehr stille sitzen konnte und Peter Schlichting zuflüsterete, mit ihn 'rauszugehen.

„Ihr werdet das beste verpassen, wenn Ihr jetzt geht,“ flüsterete der alte Thomas; „im nächsten Bild da sitzen kleine Frösche und Teufel auf'n Stand von sein Pott, wenn er trinken will.“

Hein Wulmeier stand aber langsam auf und nickte Peter zu.

„Danach bringt er seine Mutter mit 'n Messer-messer um,“ sagte der alte Thomas, um ihn damit zu reizen, und hält ihn beim Rock fest.

Hein Wulmeier setzte sich wieder hin, und als der Worb geschehen war, sagte er, das machte ihn ganz elend, und er und Peter Schlichting gingen 'raus, um frische Luft zu schnappen. An der ersten Stelle hatten sie drei und dann gingen sie ein Hans weiter und vergaßen den alten Thomas und die Vorstellung vollständig bis es zehn Uhr war, und Hein, der bannig spendabel gegen ein paar Freunde gewesen war, die er sich in die neue Kneipe zugelegt hatte, mit einmal merkte, daß er seinen letzten Groschen ausgegeben hatte.

„Das kommt davon, wenn man zu solch 'ne Temperenzler-Bagage hängeht,“ sagte er bannig ärgerlich, als er hörte, daß Peter auch sein Geld los war.

„Jetzt grade, wo der Abend erst recht anfängt, haben wir nich 'n Pfennig in 'r Tasche.“

Sie gingen in sehr schlechter Laune nach Hause. Der alte Thomas lag im Bett und schlief, und als sie ihn aufweckten und sagten, daß sie selbst ihr Geld wieder in Verwahrung nehmen wollten, fiel er wieder in Schlaf und schnarchte so laut, daß sie kaum ihr eigen Wort hören konnten. Dann stieß Peter Hein an und zeigte auf Thomas seine Hofe, die über 'n Fuß von 's Bett hing.

Hein Wulmeier grinste und nahm sie machte weg, und Peter Schlichting grinste auch; aber es gefiel ihm man wenig, daß der alte Thomas auch in Schlaf grinste, als wenn er 'n spaßigen Traum haben tät.

Alles was Hein in den Taschen der Hofe fand, war 'n halben Groschen, 'n Schliffelbund und 'n Hustenbonbon. In 'r Jacke und Weste fand er 'n paar zusammengefaltete Traktate, 'n kaputes Messer, 'n Knäuel Bindfaden und sonst so 'n Strud. Dann setzte er sich zu Füßen aufs Bett und machte Peter Zeichen mit die Augen.

„Wack 'n wieder auf,“ sagte nunmehr Peter wütend.

Hein Wulmeier stand auf, lehnte sich übers Bett und faßte den alten Thomas bei die Schultern und schüttelte ihn, als wenn er 'n Bündel Medizin wär'.

„Zeit zum aufsteh'n, Junge?“ sagte der alte Thomas und steckt einen seiner großen Nüsse zum Bett 'raus.

„Nä,“ sagt Hein brummig grob; „wir sind noch garnich zu Bett gewesen. Wir wollen unser Geld wiederhaben.“

Thomas zog sein Bein wieder ins Bett. „Gut' Nacht,“ sagt er, und war auch gleich wieder fest eingeschlafen.

„Er verstellt sich bloß,“ sagte Peter Schlichting. „Laß uns mal suchen. Das Geld muß hier irgendwo im Zimmer sein.“

Sie stellten das Zimmer fast auf 'n Kopp, und dann steckte Hein Wulmeier 'n Schwefelsticken an und leuchtete in 'n Ofen 'rein, aber allens, was er finden tat, war, daß der Ofen wohl seit 20 Jahre nich gefegt war, und in seine Rut und all den Sott sah er so gräßig aus, daß es Peter halb mit die Angst vor ihm kriegte.

„Jetzt hab ich die Geschichte satt,“ sagte Hein und läuft aus Bett und hält seine schwarze Faust Thomas unter die Nase. „Wo is jetzt das Geld? Wenn Du uns nicht unser Geld, unser schwer verdienten Geld, innerhalb von zwei Minuten gibst, brech' ich Dir jeden Deiner alten Knochen im Leib kaput.“

„Das kommt nun davon, daß man Dir 'n Gefallen tun will, Hein,“ sagte der Alte vorwurzvoll.

„Ned' nich mit mich,“ entgegnete Hein, „ich will nich hören. Komm' un, wo is es?“

Der alte Thomas suchte ihn an, und dann senkte er und stand auf und zog seine Stiefel und seine Hofe an.

„Ich dachte nich wohl, daß ich meine Malesche mit Euch haben würde,“ sagte er langsam, „aber ich war 'raus vorbereitet.“

„Du wirst noch mehr haben, wenn Du nich 'n bißchen fix zumachst,“ maulte Hein und suchte 'n wütend an.

„Wir woll'n Dir nich tun, Thomas,“ sagt Peter Schlichting, „wir woll'n bloß unser Geld von Dir haben.“

„Ich weiß wohl,“ erwiderte Thomas, „set man 'n Augenblick stille, Peter, und paß auf, daß alles regulär zugeht, und nachher will ich Dich dann auch in Ditt schlagen.“

„Er schob 'n paar Wöbelsstiche in die Ecke und dann sprack er in die Hände und begann im Zimmer auf und ab zu tanzen und seinen Kopp zu ducken und in die Luft herumanzustößen auf 'ne Art und Weise, daß sie ganz bass waren.“

„Selt fünf Jahre habe ich nicht gebort,“ sagte er, immer noch auf und ab tanzend. „Voren ist 'ne Sünde, außer wenn 's für 'ne gute Sache is — aber bevor daß ich 'n neues Herz bekam, Hein, hab' ich drei Kerle wie Dich vor 'n Frühlück verprügelt, bloß um Appetit zu kriegen.“

„Hör 'mal zu,“ meinte Hein, „Du bist 'n alter Mann und ich möcht' Dich nich weh tun, sag' uns wo unser Geld is, unser schwer verdienten Geld, und ich will Dich nich mit 'n kleinen Finger anrühr'n.“

„Ich hab's für Euch in Verwahrung,“ sagte der Alte.

Hein Wulmeier heulte vor Wut und sprang auf ihn zu und den nächsten Augenblick schloß Thomas seine Faust vor und traf ihn so hart, daß er durch's ganze Zimmer torkelte und schließlich vor 'n Ofen hinfiel.

Es war, als wenn er von 'n Pferd getreten wär', und Peter machte 'n ernstes Gesicht, als er 'n aufhalf und abstänble.

„Du hättest dein Auge auf seine Faust haben sollen,“ sagte er scharf.

Das war mit 'n dümmen Schmaek von ihn, wo das doch grade der Fall gewesen war, und Hein sagte ihm, was er mit ihm machen wollte, wenn er mit Thomas fertig wär'. Er ging wieder auf den alten Mann los, aber er hatte nie 'ne Schanze, und nach drei Minuten war er man froh, daß Peter ihn zu Bett helfen tat.

„Jetzt bist Du an die Reihe, Peter,“ rief er. „Schieb' mir das Stissen 'n bißchen zurecht, so daß ich's sehen kann.“

„Komm an, mein Junge,“ sagte der alte Mann in seiner ruhigen Art.

Peter schüttelte den Kopp. „Ich hab' kein Verlangen, Dich weh' zu tun, Thomas,“ meinte er ganz freundlich, „Aufregung, wie so 'ne Prügelei, is gefährlich für 'n alten Mann. Gib uns unser Geld und wir woll'n 'r nich mehr von reden.“

„Nä, Junge,“ sagte Thomas. „Ich hab's auf mich genommen, Euer Geld aufzubewahren, und das will ich auch tun; und ich hoffe, wenn wir alle wieder an Bord von die „Chemnitz“ amminstern, denn werden so bei zweihundertfünfzig Mark für jeden übrig sein. Ich will nich ruppig gegen Euch werden, aber ich leg' mich jetzt wieder ins Bett, und wenn ich noch mal raus muß und mich anzieh'n, dann werdet Ihr Euch am liebsten doch wünschen.“

Er stieg wieder ins Bett, und Peter, ohne sich an Hein Wulmeier zu kehren, der ihn in einem fort 'ne Bangeblitz nannte, legte sich auch zu Bett an Hein seine Seite und schlief rasch ein.

(Fortsetzung folgt.)

## Sommerabend.

Durch Dorf und Feld geht unser Schritt  
im ersten Abenddämmern,  
ein Glockenklang huscht leise mit  
und ferner Schmieden Hämmern.

Die Schatten fallen blau und lang;  
vom Feldrauh furt die Grille...  
ein Wagen knarrt... ein Sichelklang  
klingt zitternd durch die Stille.

Wir wandeln hin und wissen kaum  
den Weg zurück zu finden,  
und tief verliert sich unser Traum  
im schweren Duft der Linden...

Julius Börner.

**Antiker Ringkampf.** Bei den Griechen bildete die Unterweisung in den Leibesübungen einen sehr wichtigen Teil der gesamten Jugend- und Erziehung. Die Alten stellten eine allgemeine und gleichmäßige Ausbildung des Körpers ebenso hoch wie eine möglichst harmonische Entwicklung des Geistes. Eine edle Seele, sagten sie, könne nur in einem schönen Körper wohnen. Ihre Schulanstalten, in denen Geist und Körper ausgebildet wurden, nannten sie Gymnasien. Dort lagen die Schüler, deren Körper durch keinerlei Kleidung verhüllt waren, dem Sprung, dem Wurf, dem Lauf oder dem Ringkampf ob. Ein Gymnasiarch leitete, als vom Staate angestellter Lehrer, diesen Teil des Unterrichts. Nicht die rohe Kraft entschied, sondern die Grazie, die Gewandtheit und die Vornehmheit in den Bewegungen.

Um die Glieder möglichst elastisch zu erhalten und vor allzu großer Schwächung durch Schweiß zu bewahren, rieben sich die Schüler vor Beginn des Unterrichts den Körper mit Öl ein. Schritt man zum Ringkampf, dann bestäubte man sich mit feinem Sande, um so dem Gegner das Zugreifen und Festhalten zu erschweren. Waderäume, die sich gleich in den Schulanstalten befanden, boten nach Beendigung des Unterrichts schließlich einem jeden Gelegenheit, den Körper von Schweiß und Schmutz gründlich zu reinigen.

Nach Erwachene wohnten häufig dem Unterricht bei, beteiligten sich gelegentlich an den Übungen, ja, bildeten sogar eigene Abteilungen. Künstler füllten die Hallen und Arenen und studierten am lebenden Körper in seinen verschiedensten Stellungen das Spiel der Muskeln, den leichten Fluß der Linien und die plastischen Schönheiten einzelner Bewegungen.

Eine Szene aus einem solchen antiken Ringkampf stellt das eine unserer heutigen Bilder dar.

**Die amerikanische Bar.** Das gemütliche deutsche Kneipen ist dem Amerikaner fremd, der amerikanische „Saloon“ unterscheidet sich vom deutschen Wirtschaftshaus in vielen Dingen. Der Deutsche kehrt ein, um sich gemütlich niederzulassen, sucht mit seinem Kneipgenossen gern einen gemütlichen Winkel und setzt sich stundenlang fest. Der Amerikaner trifft seine Freunde an der Bar, dem Schanktisch, steht dort mit ihnen in kleinen Gruppen, fordert sich gegenseitig zum Trinken auf, diskutiert, zahlt und geht. Die Bar ist die Hauptsache in einer amerikanischen Kneipe; sie ist der Tisch, auf dem die Getränke für die Gäste serviert werden. Auf eine solide Eleganz und anziehende Einrichtung der Bar legt jeder Wirt den größten Wert. Sogar in den Kneipen niedrigsten Grades muß die Bar tadellos sauber sein. In allen besseren Saloons bilden den Hintergrund der Bar große Wandspiegel mit einer Art Duffet; da stehen ganze Reihen blitzblanker Gläser, gefüllter Flaschen und Karaffen in allen Farben, silberne Schalen, bunte Krüge und Schüsseln; alles ist kunstvoll aufgebaut und zum größten Teil zugleich für den praktischen Gebrauch bereitgestellt. Die Bar selbst ist von schwerer Bauart und zieht sich gewöhnlich die ganze Seite des Raumes entlang; manchmal findet man auch eine kreisrunde Bar in der Mitte des Saales. Dahinter stehen die „Barkeeper“ in schneeweißen Kleidern, mit weißer Kravatte, Jacke und Schürze, stets freundlich zur Bedienung bereit. An keiner Bar fehlt eine Reihe großer Spundköpfe für die Gäste, ein unerlässliches Acquisit wegen des allgemein beliebten Tabakkrausens und der Gewohnheit, beim Rauchen die Zigarre zu zerkauen.

Ein tüchtiger Barkeeper muß wohl behandert sein in der Kunst, die mixed oder fancy drinks zuzubereiten; das sind die gemischten oder aus feinen, süßlichen Likören hergestellten Schnäpse. An einen

Cocktail, einen Highball, einen Tom and Jerry, einen Eier- oder Milchpunsch stellt der Amerikaner oft seine besonderen Ansprüche. Der Barkeeper bereitet den Trank vor den Augen des Gastes, der nur seine Wünsche kundzugeben braucht. Bei den plain drinks (ungemischte Getränke) bedient man sich selbst; man erhält die ganze Flasche vorgelegt mit zwei Gläsern, das eine mit Eiswasser gefüllt. Von einem Gentleman wird erwartet, daß er das große Schnapsglas nur etwa zu einem Drittel füllt. Der Wirt verzieht aber keine Mühe, wenn jemand sein Glas bis zum Rande vollgießt und dann am Luntisch einen guten Appetit zeigt. Da liegt ein prächtiger Warten, von dem man nehmen darf; Brot und Butter, Salate, Lachs, Wurst und Käseforten, Anchovis, Oliven und andere Delikatessen stehen den Gästen zur freien Verfügung. Wo es einen guten Drink gibt, sind die Getränkepreise auch höher, zwei drinks, ob Bier, Wein oder Schnaps, 25 Cent, einzeln 15 Cent. Gewöhnlich kostet das Glas Bier 5 Cent, Schnaps 10 Cent. Der Amerikaner trinkt selten allein, gern ladet er jemand zum Mittrinken und nimmt auch gern Einladungen an. Eine kleine Gesellschaft von sechs bis acht Leuten verläßt gewöhnlich nicht eher die Bar, bis jeder einmal eine Runde bezahlt hat. Das geht schnell, und um nicht gleich veranlaßt zu werden, verlangen die Gäste mit jeder Runde kleinere Gläser, die denselben Preis kosten. So kommt der Wirt auf seine Kosten, trotz großer Ausgaben für einen guten Freilunch. Bei den Frauen ist die Bar sehr verrufen; sie gilt ihnen gewissermaßen als die erste Station auf dem Wege zur Hölle. Die Männer nehmen darum beim Verlassen der Bar aus einer Schale, die in verschiedenen Abteilungen allerlei Gewürzbohnen und auch gebrannte Kaffeebohnen enthält, etwas davon zum Kaufen in den Mund, um den Branntweingeruch zu verschleiern, und niemand merkt zu lassen, daß sie eben an der Bar waren. — ar.

**Kammformen und Haartrachten.** Schon bei den alten Babyloniern und Assyriern fällt uns die auf allen Abteilungen wiederkehrende gleichmäßige Bartracht der Männer auf. Man ließ den Bart, der über den Lippen und längs der Wangen sorgfältig gekräuselt war, auf dem Kinn in seiner ganzen Fülle so wachsen, daß der untere Teil regelrecht zugestutzt, seiner Länge nach geschnitten und in Zwischenräumen etagenmäßig gelockt wurde. Die alten Ägypter flochten das Kopfhair in Strahlen; in späteren Zeiten jedoch ließen sie es scheren und trugen Perrücken, die sich beim weiblichen Geschlechte gleichfalls einbürgerten. Auch die Juden legten großen Wert auf den Haarwuchs, was aus verschiedenen Stellen der Bibel ersichtlich ist. Die Frauen und Jungfrauen trugen das Haar in Ringellocken oder ordneten es in langen Zöpfen um den Scheitel, erhöhten seinen Glanz durch Salben und wohlriechende Essenzen und schmückten es mit kostbaren Geschmeiden. Später entledigte sich die Jungfrau bei ihrer Verheiratung des ganzen Haarschmucks — als Symbol dafür, daß sie nun keinem mehr zu gefallen brauche — und trug eine glatte Perrücke, den Scheitel. Von anderen Kulturvölkern kommen dann die Griechen in Betracht, deren Frauen sich einer einfachen, mehr natürlichen Haartracht bedienten. Bekannt ist der „griechische Knoten“, wie ihn moderne Frisuren heute wieder hervorjuchen, aber auch lose in Locken herabfallend wurde das Haar getragen. Im römischen Reiche war man besessen auf das lange, blonde Haar der nordischen Barbaren, der alten Germanen. Die Römer trugen das Haar, wie aus Abbildungen ersichtlich, kurz. Drei Jahrhunderte v. Chr. kamen die Barkeeper von Sizilien nach Rom. Die Haartracht der alten Germanen ließ die ganze Leppigkeit des Kopfschmucks zur Geltung kommen; lang herabwallend trug man es. Das Abschneiden der Haare galt als schimpflich und nur die Sklaven wurden geschoren.

Von den Instrumenten, die zum Ordnen, Glätten und Aufsteden der verschiedenen Haartrachten verwandt wurden, sind uns einzelne alte Kämme erhalten geblieben. So hat man in den Pfahlbauten der Schweiz, den Tollmooren Dänemarks, in Italien und anderen Orten Instrumente aus Holz oder Knochen gefunden, die als Vorläufer unserer Kämme gelten können, wenn ihre Form auch eine von der modernen abweichende war. Nur roh gearbeitet, standen die Zähne nicht in Reih- und Glied, sondern in unregelmäßigen Zwischenräumen und verschiedenen Längen nebeneinander. Der Kamm selbst war mehr hoch als breit. Da, wo die Hand ihn faßte, war er halbrund gebogen. Auch aus altägyptischen Gräbern sind einzelne Stücke zu uns gekommen. Diese Exemplare sind von gefälliger, handlicher Form und mit hübschen Ornamenten geschmückt. Der Pariser Louvre besitzt einige assyrische Kämme aus Elfenbein, die als Schmuck die bekannten Stierfiguren mit Menschenkopf und Flügeln tragen. Im römisch-

germanischen Museum in Mainz befindet sich ein altromischer Kamm aus Elfenbein; man gebraucht damals einreihige, Doppel- und sogar Taschenkämme. Letztere sind unseren modernen Kämme ganz ähnlich. Im Gebrauch waren einfachere Kämme aus Holz, sowie auch solche aus Elfenbein und Bronze. In dem verschütteten Pompei sind eine Menge Exemplare gefunden worden, die eine reiche Ornamentik aufweisen, wie sie ähnlich auch im Mittelalter vorkommt. Eine mittelalterliche flechtliche Gebrauchsgegenstande stellt eine kunstvolle Ausflührung in der Herstellung von Kämmen, nämlich die Kammform eines Bischofs, bei der nach Salbung des Hauptes das Haar mit einem reich geschulften Elfenbeinkamm wieder in Ordnung gebracht wurde. Von diesen Kämmen sind viele erhalten, da sie hoch in Ehren gehalten und dem geistlichen Gebern mit in der Taufe gegeben wurden.

Obwohl anzunehmen ist, daß seit den ältesten Zeiten ein Kammmacherberuf bestanden hat, ist von einem solchen doch nirgends die Rede. Erst im dreizehnten Jahrhundert tritt in Frankreich die Kammmacher „epandures“ auf, die ein Jahrhundert später zu öffentlicher Anerkennung gelangte. — el.

**Das kleine Wiesel.** Aus Unkenntnis wird manche Tier verfolgt, das dem Menschen nützliche Dienste leistet. Eingewurzelte Vorurteile lassen sich allerdings nur schwer austrotten, auch ist die Sucht der Menschen, möglichst jedes wild lebende Tier als Feind zu betrachten und es zu töten, fast eine instinktive. Aber Aufklärung durch Wort und Schrift vermag heute dennoch viel auszurichten. Ein Tier, das bei uns noch sehr häufig ist, und das meist mit vielem Haß betrachtet wird, ist das kleine Wiesel. Wie man nimmt sich recht Zeit, dem Treiben des kleinen Tieres nachzuspüren. Wohl erzählt man sich, daß ein junger Hühner und Tauben des Nachts überfalle, aber zu bedenken, daß es sich doch davon ebenso wenig das ganze Jahr hindurch nähren kann wie etwa ein Fuchs von der gestohlenen Gans. Das kleine Wiesel ist ein Raubtier, unser kleinstes Raubtier. Es gehört zu der blutgierigen Familie der Marder und ist ein Vertreter des Mitis. Von den eigentlichen Mardern und dem Mitis unterscheidet es sich durch seine sehr längliche Gestalt. Wie ein Wand gleitet es über den Boden dahin. Der Vergleich paßt auch insofern, als seine Beine sehr kurz sind. Unglaublich schnell kriecht das kleine rotbraune, unterseits weißfarbige Tier unter dem Stein. Im Nu ist es da, im Nu ist es verschwunden. Sein sehr schmächtiger Bau gestattet es ihm, durch die schmalsten Ritzen hindurchzukriechen, in jedem kleinen Erdloch Unterschlupf zu finden. Bei einer Körperlänge von nur 20 Zentimeter vermag das kleine Wiesel leicht einen Wohnplatz in der Nähe von menschlichen Gebäuden ausfindig zu machen. Denn obwohl es auch im Walde und auf Feldern lebt, so siedelt es sich doch gern bei menschlichen Behausungen an. Unter altem Gemäuer, unter Gerümpel in Scheunen und Ställen, unter Holzhaufen ist sein gewöhnlicher Unterschlupf. Von hier aus unternimmt es seine Raubzüge. Wo es ungestört ist, zeigt es sich auch an Tage; wo man es belästigt, kommt es nur in der Nacht aus seinem Versteck hervor. Das Wiesel ist ein sehr gewandtes, kluges, listiges und dabei mutiges Tier. Es sieht den Menschen dreist an und beißt nicht allzusehr, vor ihm zu fliehen. Es soll sogar schon vorgekommen sein, daß es Personen angefallen und sich in sie mit großer Wut verhasst hat. Das Wiesel greift alles kleine Getier an, dessen es habhaft werden kann. Es vertilgt alle Arten Mäuse und Natten, allerdings auch Maulwürfe, es erbeutet junge Hasen und Kaninchen, sogar kleine Vögel, Eidechsen, Blindschleichen, Mägelkriecher, womöglich Kreuzottern, Frösche, Fische und Insekten. Kurzum, sein Menu ist sehr reichhaltig. Man sieht nun zwar, daß das kleine Wiesel nicht zu den durchaus nützlichen Tieren zu rechnen ist, aber durch seine gewandte Mäuse- und Nattenjagd erwirbt es sich doch große Verdienste. Wenn Tauben und Hühnerstall geschlossen werden, so kann das Wiesel kaum einen besonderen Schaden anrichten; es kann aber Scheunen und Ställe und auch den ganzen Hof von Mäusen und Natten säubern und so durch den Menschen vor vielen Verärgernissen an der Freie- und anderen Vorräte bewahren. Bei der Geschicklichkeit, die dem kleinen Wiesel eigen ist, gelingt es zwar schwer, dieses Tier direkt zu töten, allein viele werden in Fallen gefangen. — ol.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 68, Lindenstrasse 69, zu richten.

Inhalt des Jahrs 1901!